

bei sich in diesem Hinweis Bedenken gegenüber der Auffassung des Verfassers niederschlagen, die „Verteidigung der Religion“ sei „im 19. Jahrhundert der Theologie überlassen“ worden (185).

So macht Weinrichs hervorragendes Buch auf ein bleibendes Desiderat aufmerksam: auf ein Handbuch der Religionskritik der Neuzeit, das genealogisch angelegt ist und systematische Analysen bietet, das zwischen den Konfessionen verantwortet ist und die laufenden Diskurse erreicht. Dass dies aus einer Hand kaum oder gar nicht zu schreiben ist, belegt dieses in vieler Hinsicht bemerkenswerte Arbeitsbuch. Sein hoher Wert steht außer Frage.

Gregor Maria Hoff

MEIER-HAMIDI, Frank/MÜLLER, Klaus (Hg.), Persönlich und alles zugleich. Theorien der All-Einheit und christlichen Gottrede (ratio fidei 40), Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2010, 264 p., Pb. 39,90 Eur[D], ISBN 978-3-7917-2253-5

Die Herausgeber lassen keinen Zweifel über die Bedeutung der in der vorliegenden Studie behandelten Thematik aufkommen. Entsprechend pathetisch attribuiert er sie im einleitenden Problemaufriss:

„Diese Denkform gehört von den ersten Anfängen an zum Erbe der religiösen und philosophischen Tradition des Okzidents, rückt auch nicht selten privilegiert in den Rang einer Brückenfunktion zwischen östlichem und westlichen Denken ein – und wird in letzterem dennoch immer wieder und bis heute in der Instanz der monotheistischen Denkform des Gottesdiskurses zurückgewiesen.“ (9)

Die Rede ist vom Theorem der All-Einheit, besser bekannt als Monismus. Klaus Müller, der, nicht nur als Mitherausgeber, sondern auch als Autor des breitangelegten und wegweisenden Problemaufrisses, betitelt „Gott – größer als der Monotheismus? Kosmologie, Neurologie und Atheismus als Anamnesen einer verdrängten Denkform“ (9-46), firmiert, stellt dabei die Leistungsfähigkeit des All-Einheits-Theorems im Blick auf die Kosmologie (10-21), Neurologie (21-38), sowie dem Atheismus (38-46) heraus. Dabei schickt Müller unmissverständlich voraus, dass „nicht ein paar beliebige Frageperspektiven zusammen gezwungen sind, die sich eben faktisch und aktuell aufdrängen, sondern es ... um genau den Grundbestand metaphysischen Fragens“ (9) geht. Die Vermittlungsversuche zwischen Naturwissenschaft und Theologie können aber nicht – wie Müller im *ersten* Abschnitt zur Kosmologie festhält –, wie nur allzu oft versucht, erfolgreich am Schnittfeld des ungleichen Zwillingspaars Schöpfung-Evolution erfolgsversprechend verhandelt werden. Müller begründet dies, indem er auf den Ursprung des Schöpfungsgedanken verweist:

„Schöpfungsgedanke wie Monotheismus entwachsen einer offensiven Überbietungstheologie.“ (13)

Dabei ist ein Zugang zum Theologumenon des Schöpfungsgedanken, exklusiv aus der Verarbeitung der Historie zu deduzieren, die Israel im babylonischen Exil vollzog. Ist das so, begegnen sich „Monotheismus“ und „Kosmotheismus“ – wie Müller unisono mit Jan Assmann summiert – vice versa, jedoch dient dieser Gedanke keineswegs als Alter-Ego für moderne, naturwissenschaftliche Diskurse:

„Was die beiden Alternativen in Gegensatz bringt, ist der jeweilige Rang des Differenzgedankens in ihm: Der Monotheismus setzt einen scharfen Schnitt zwischen Gott und Welt ... Kosmotheismus, kennt auch Differenzen, viele sogar, aber eben als einbegriffen in eine letzte, das Ganze bildende und tragende Einheit, die All-Einheit.“ (15)

Der Streit dieser beiden Modelle, die „an der Frage des Verhältnisses zwischen Weltlichem und Göttlichem, Endlichem und Unendlichem“ (15) laborieren, entfachte erneut in der Neuzeit und führte in bekannte Diskussionen, die in den Deutschen Idealismus und dessen Rezeption mündeten. Müller erblickt vielmehr hinter dem Kosmotheismus die wegweisende Option, das Gespräch zwischen Naturwissenschaft und Theologie auf „ein ganz anderes Gesprächsplateau“ (16) zu heben:

„Schon die Vorsokratiker haben sich Gedanken über Rückführung des Vielfältigen auf eine letzte Einheit gemacht. Die heutige Frage nach Möglichkeiten und Grenzen einer Einheit der Physik oder die Suche nach der Weltformel, der GUT – Great Unifying Theory – und den diese nochmals überbietenden Stringtheorien (oder *M*-Theorien) folgen noch immer dieser Intuition.“ (16)

Von hier aus wagt Müller einen Brückenschlag, wenn er dieses Denken „als eine philosophisch-theologisch[es] GUT“ (17) versteht, um daran anknüpfend zu summieren: „Dann wäre gleichwohl eine Brücke geschlagen zwischen dem »Und Gott sah, dass es gut war« der Genesis und der GUT der zeitgenössischen Kosmologie.“ (20) In einem *zweiten* Schritt wendet sich Müller der Neurologie als Gesprächspartner zu und zwar unter den Brennpunkten von Bewusstsein und Freiheit. Im Blick auf das Bewusstsein weist Müller nicht nur die positivistischen Utopien zurück, die prophezeien, dass das Phänomen des Bewusstseins „im Gang des weiteren neurowissenschaftlichen Fortschritts“ (25) aufgelöst wird, sondern begegnet auch der Emergenztheorie mit Skepsis. Einen Ausweg erblickt er in der „panpsychistische[n] Option“ (27) der Prozessphilosophie im Anschluss an Whitehead, wenn er moniert: „Ausgeschlossen freilich ist ein Paradigmenwechsel ... auf dieser Ebene nicht.“ (27)

Das damit auf das Engste verbundene Problem der Freiheit, lässt sich weder – so die These Müllers – mit den Positionen des „Inkompatibilismus“, die das Faktum der Kausalität als Determinierung sieht, die Freiheit a priori verabschiedet, noch des „Kompatibilismus“, die ein Nebeneinander von Kausalität und Freiheit sehr wohl denken kann, auflösen. Als eine dritte Variante, gleich-

sam als Weg der goldenen Mitte, bestimmt er die Debatte zwischen Jürgen Habermas und Dieter Henrich. Im Blick auf die Erste-Person-Perspektive spricht sich Habermas, für „einen epistemischen (nicht ontologischen!) Dualismus der Beschreibungsperspektive als unhintergebar[e]“ (33) Instanz aus. Im Kontext dieser Detranszendentalisierung „wird das Ich als eine aus dem Zusammenspiel von Teilnehmer- und Beobachterperspektive hervorgehende soziale Konstruktion bestimmt.“ (33) Der Grund des Bewusstseins, wird aber – in Anlehnung an Schellings Naturphilosophie (mit der sich Habermas im Rahmen seiner Dissertation eingehend beschäftigte) – deutlich unterbelichtet. Hier pflichtet Müller, wie so oft, Dieter Henrichs Argumentation bei, bei dem

„der Gedanke selbstbewusster und freier Subjektivität, die einerseits als unhintergebar und wirklich ausgewiesen ist, aber sich zugleich als kontingentes Element der Welt weiß – und dass sie nicht über das eigene Auftreten verfügt, also auf einen sie freisetzenden Grund verwiesen ist.“ (36)

Kants Theorem über die „regulativen Ideen“ fällt dabei mit Henrichs Konzept eines „Abschlussgedanken, in dem es zu einer Wirklichkeitskontinuierung“ (37) kommt, zusammen.

Als *drittes* und letztes Diskussionsfeld bestimmt Müller das Theodizeeproblem, das – mit Georg Büchner gesprochen – den Fels des Atheismus bildet. Müllers Einwurf besteht in einer Modifikation des Prädikats der Allmacht, wenn er im Blick auf Hans Jonas argumentiert:

„Man kommt aus den genannten Aporien nur heraus, wenn man das Gottesprädikat der Allmacht preisgibt oder wenn man es grundlegend modifiziert – und zwar in dem Sinn, dass diese Allmacht nicht als ein Alles-Wollen-und-Verwirklichen-Können, sondern als Liebe verstanden werden kann.“ (39)

Dabei steht Gott der Welt immer schon gegenüber und bemüht sich, Beziehung zu stiften, die als Liebe betitelt werden kann: Gott begegnet der Welt nicht als Schöpfer, sondern steht ihr gleichsam als Alter-Ego gegenüber und „lockt und überredet das Seiende, seine eigenen Möglichkeiten auszuschöpfen und darin seinen Willen zu erfüllen, ohne die Eigenschaft des Geschaffenen dabei zu übergehen oder außer Kraft zu setzen.“ (40)

Schöpfung als Beziehung zu denken, eröffnet einen Zugang zu bibeltheologischen Referenzmarken, wie etwa der Basileia-Botschaft oder der präsentischen Eschatologie. Die paradigmatisch am Theodizeeproblem angezeigten Aporien, werden aber letztlich – so auch der Kritikpunkt Müllers an Whitehead – im Paradigma des Prozesses aufgelöst. Dies zu vermeiden, bemühte sich der Whitehead-Schüler Charles Hartshorne, der das Prozessparadigma einer ontologischen Fundierung zuführt: „Indem der Gedanke gefasst wird, dass überhaupt nichts ist, ist ja etwas – nämlich der Gedanke, dass überhaupt nichts ist. ... Gibt es aber überhaupt etwas, muss es auch Gott geben.“ (43) Hartshornes ontologische Fundierung des Prozessparadigmas lässt Müller nun mit Henrichs Konzept eines Abschlussgedanken korrelieren:

„Weil sich das Subjekt als unhintergebar wirklich gewahrt, stellt sich die Frage nach dem, was als Wirkliches sein eigenes, kontingentes Wirklichsein gründet und trägt und in welchem Verhältnis es mit seinem eigenen Wirklichsein zu jener in den Abschlussgedanken angezeigten Wirklichkeit steht.“ (43)

Damit erblickt Klaus Müller im Panentheismus die Synthese der Dialektik von Thomismus qua Gott-Welt-Differenz und Spinozismus qua pantheistischer Monismus, die mit seiner Vorstellung einer All-Einheit zusammenfällt. Noch einmal Müller:

„Es wird geleitet von der transzendentallogischen Intention, Differenz nicht als ein Ursprüngliches in Geltung zu setzen, weil diese nur auf der Folie einer Einheitsintuition überhaupt in seiner begrifflichen Struktur und Leistung fassbar wird, dabei aber schon kraft des »All-« in der »All-Einheit« eben Vieles eingeschlossen zu denken und in seiner Vielheit nicht auszulöschen.“ (45)

Den referierten Prolegomena folgend, vertiefen zwölf Beiträge die These einer All-Einheit. Dabei bemüht sich der Band um eine weitere Gliederung in vier Sektoren, wenn zwischen „Theorien der Alleinheit im Idealismus Hegels und Schellings“ (47-117), „Rezeption und Kritik idealistischen Gottdenkens“ (118-169), „Panentheismus und Platonismus“ (170-211), sowie „Ringens mit der Alleinheit im 20. Jahrhundert: Exemplarische Gestalten“ (212-257) differenziert wird. Eine eigene Systematik entwickelt die redaktionelle Konzeption dabei nicht. Vielmehr handelt es sich um einzelne Fragmente, die einen Anstoß hin zu einem Paradigmenwechsel eines „Panentheistic turns“ geben möchten. Die Beiträge gehen auf eine Tagung aus dem Jahr 2008 zurück, die sich – wie auch der daraus hervorgehende Band – der „Klärung aktueller theologischer Kontroversen um die Wiederentdeckung monistischer Tradition“ (7) verschreiben. Der Band dokumentiert eindrucksvoll die Leistungsstärke und Kontextualisierungskompetenz des All-Einheits-Theorems und bietet mit Müllers Problemskizze auch dem diskursfernen Leser die Option eines Einstiegs in die Welt, wo Gott „persönlich und alles zugleich ist“.

Klaus Viertbauer